

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [8]

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Arauer Nöseligartengruppe. Phot. W. Hergert, Arau.

Politische Übersicht.

* Zürich, Mitte April 1913.

Ein Wiener Blatt brachte dieser Tage eine Schilderung des Volkes von Montenegro, die bei den Lesern den Eindruck erwecken mußte, als häuste in jenem Wetterwinkel der Balkanhalbinsel der Abhahn der Menschheit, ein degeneriertes, verjüngtes Geschlecht, in elenden Wohnungen mit Haustieren zusammen vegetierend und von der Lutseude angefaßt. Und es wurde dem König Nifita der gute Rat gegeben, sich doch nun zunächst um die physische und moralische Hebung des eigenen bitter vernachlässigten Völkleins zu kümmern, statt auf zwecklose Eroberungen auszugehen. Es verrät Österreich dem kleinen Volk der Schwarzen Berge gegenüber dieselbe hochmütige Verachtung, die es einst gegen die Schweizer Ruhhirten an den Tag legte; sie ist indessen jetzt so unbegründet, wie sie es damals war. Wo sollte ein syphilitisch verfaultes Lumpenpac die Kraft und den Mut hervorbringen zu Taten, wie sie nun vor Skutari tagtäglich sich ereignen, woher den eisernen Troh ganz Europa und seiner Armada gegenüber? In schmählichster Missachtung des feierlich gegebenen Versprechens, in diesem Kriege strengste Neutralität zu wahren, sendet das großmächtige Europa seine Kriegsschiffe in die Gewässer von Montenegro und verlangt von ihm durch ein Ultimatum des Höchstkommandierenden, des englischen Admirals, nicht mehr und nicht weniger als die Einstellung der Belagerung von Skutari. König Nifita erwiderte stolz erhobenen Hauptes, daß er sich von dem wortbrüchigen Europa keine Vorschriften machen lasse, und — bum! bum! — ging's alsbald wieder vor Skutari los. Der fremde Flottenkommandant aber stand wie der Ochs am Berge Tarabosch und wußte nun erst recht nicht, was anfangen mit seiner stolzen Flotte. — Solange die Montenegriner nicht von Skutari ablassen,

werden auch die Serben ihre Truppen nicht aus Albanien zurückziehen. Sie treffen vielmehr neue Anstalten zu regelrechter Verteidigung des von ihnen okkupierten, von Europa aber für das sogenannte „unabhängige“ Albanien beanspruchte Terrain. Und da durch diese ungelösten Probleme immer noch so gut wie alles in Frage gestellt ist, benutzt Italien die günstige Gelegenheit, um seine völkerrechtlich allerdings auch nicht im geringsten begründeten, dafür aber mit umso größerer Ungeheuerlichkeit geltend gemachten Besitzansprüche auf die Brindisi gegenüber liegende albanische Küste anzumelden. So hängt eines am andern in unentwirrbarem Durcheinander raubgieriger Gelüste und Aspirationen.

Auf dem östlichen Kriegschauplatz hat Bulgarien, um sein militärisches Prestige vor den Verbündeten wieder aufzufrischen, Adrianopel doch noch mit sturmender Hand genommen. In der politischen Lage wurde durch diesen Waffenerfolg, an dem die Serben zum Verdrüß vieler Bulgaren einen nicht geringen Anteil, insbesondere aber die Gefangenennahme Schükri Paschas beanspruchen, so gut wie nichts geändert, da die Abtretnung Adrianopels an die Bulgaren ohnehin feststand. Immerhin hat das Ereignis doch wohl das Friedensbedürfnis auf der türkischen Seite vollends zur Reife gebracht und auch die Bulgaren nachgiebiger gestimmt. Die von den vermittelnden Großmächten vorgesetzten Bedingungen sind nun von beiden Seiten als Grundlage für die Friedensverhandlungen angenommen worden, und zwar mit Einbezug der von Europa gewünschten, von Bulgarien bisher immer bestrittenen Grenze Eros-Midia.

Das neueste und schönste deutsche Luftkriegsschiff, Z IV, hat sich im Nebel auf französischen Boden verirrt und freiwillig auf dem Manöverfeld von Luneville



Bildnis von Frau Marg. Heer (1812-1913).



Der Kasbek (5043 m) von der Ternolothütte aus gesehen.
Phot. Dr. W. A. Keller, Zürich.

gelandet, um von vornherein jeden Verdacht einer absichtlichen Spionage auszuschließen. Der Empfang seitens der französischen Bevölkerung war — begreiflicherweise! — nichts weniger als freundlich, das Verhalten der Behörden aber durchaus korrekt. Immerhin ließen sich die Militärbehörden die schöne Gelegenheit, die deutsche Luftschiff aufs gründlichste zu inspizieren, nicht entgehen, wozu sie auch das beste Recht besaßen. Ein ander Mal wird man bei Zeppelinfahrten wohl den Kompass mitnehmen.

Der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg hat im deutschen Reichstag die neue Wehrvorlage mit ihrer Milliardenforderung eingebracht und mit seiner trockenen Sachlichkeit begründet. Er verwies auf die vollständig veränderte politische Konstellation der Balkanhalbinsel, die für den österreichischen Bundesgenossen eine schwere Mehrbelastung, um nicht zu sagen Gefährdung bedeute, auf den kriegslustigen russischen Panßlawismus und den französischen Chauvinismus, die Deutschland von zwei Fronten bedrohen, doch alles das in einem Ton, der nirgends verleihen konnte und bei aller Rücksicht seine Wirkung nicht verfehlte. An der Annahme der Wehrvorlage ist nicht zu zweifeln.

Totentafel* (vom 23. März bis 5. April). Am 2. April starb in Biß Großer Ignaz Mengis, ein Führer der konservativen Partei und tüchtiger Jurist. Er erreichte ein Alter von 62 Jahren.

Am 4. April starb in Zollikon bei Zürich im Alter von über 70 Jahren Johann Rudolf Naegeli-van Blotzen, der ein unermüdlich fleißiger Leiter der Administration der "Schweiz" gewesen war und ihrer Förderung sein ganzes Interesse zugewendet hatte.

Reisekizzen aus dem Kaukasus.

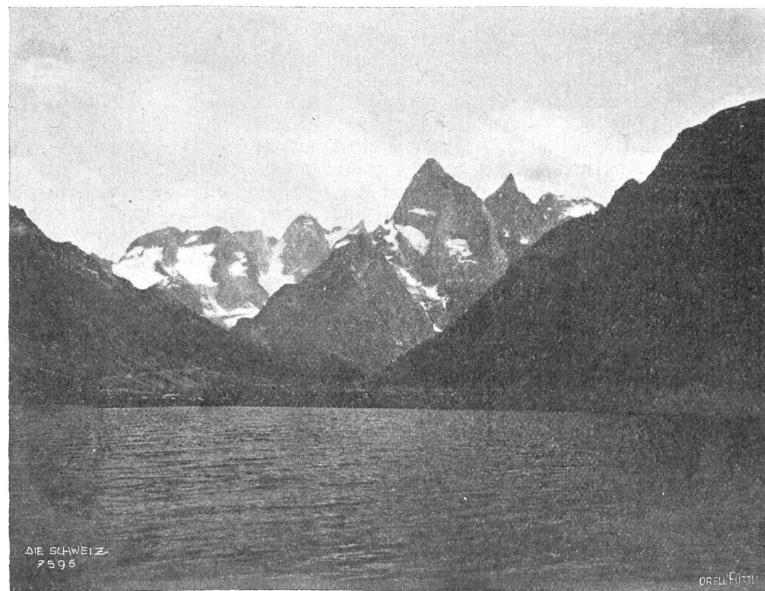
Unsere Kenntnis dieses fernen Gebirgslandes ist dank der unermüdlichen Forschungsarbeit fähnricher Reisender eine recht umfassende. Mächtig förderte sie bei uns die im letzten Sommer ausgeführte Studienreise nach den Kaukasusländern, an der fünfunddreißig Schweizer und Ausländer teilnahmen; die Berichte, welche die "Neue Zürcher Zeitung" brachte, lenkten das allgemeine Interesse auf das Unternehmen. Ich will in diesen Zeilen versuchen, über einige Bergfahrten, die einzelne Teilnehmer anlässlich dieser Reise ausführten, zu plaudern. Es ist natürlich eine andere Sache um Hochtouren im Kaukasus als um solche in den Alpen; vor allem ist jenes Gebirgsland viel spärlicher bewohnt; der Fremdenverkehr mag, mit Ausnahme der Grusinischen Heerstraßen, etwa dieselbe Frequenz aufweisen wie bei uns vor Eröffnung der Eisenbahnen, also etwa in den fünfzig Jahren. Hotels gibt es noch keine; eine einzige primitive Klubhütte hat der Russische Alpenverein am Kasbek erstellt. Führer sind natürlich auch keine zu haben; jedenfalls vertraut der Bergsteiger im Kaukasus am besten auf eigene Erfahrung und eigenes Können, sofern er sich nicht die Hilfe tüchtiger Schweizer Bergführer angedeihen lassen will. Die ersten Pioniere, wie Freyfield, Merzbacher, Deich und andere, waren denn auch auf ihren Touren im zentralen Kaukasus ohne Ausnahme von bewährten Schweizer Führern begleitet. Erst mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts kam Kunde von den Erfolgen führerloser Schweizer und Deutscher in jenem wilden Gebirgsland zu uns. Wenn man aber weiß, daß im Kaukasus, der wie die Alpen Tausende und Abertausende von ragenden Gipfeln besitzt, bis heute kaum deren hundert bestiegen sind, so kann man leicht ermessen, daß es noch vieler Jahre der angestrengtesten Arbeit bedarf, bis uns das ungeheure Gebirge in allen Details bekannt ist, bis eine Karte dieses Faltensystems vor uns liegt, wie etwa unser Siegfriedatlas — wenn es überhaupt jemals dazu kommt.

Den Mitgliedern der Reisegeellschaft, die unter Professor Ritter Führung den Kluhorgpaß vom Schwarzen Meer zu den nordkauasischen Bädern überschritt, bot sich die seltene Gelegenheit, einen Einblick in das wenig bekannte Gletschergebiet des westlichen oder abchassischen Kaukasus zu tun. Man pflegt allgemein die das Kodortal im Süden des Hauptkamms mit der Teberdafurche im Norden desselben verbindende Depression des Kluhorgpasses als die Scheide zwischen westlichem und zentralem Kaukasus anzunehmen. Die Gründe hierfür sind nicht nur konventioneller, sondern vielmehr morphologischer und geologischer Art; als zentralen Kaukasus bezeichnet man die zwischen den gewaltigen Eruptivzentren des Elbrus im Westen und des Kasbek im Osten auf eine Länge von 200 Kilometer sich erstreckenden Faltenscharen, die vorwiegend aus kristallinen Gesteinen bestehen.



Kluhorgletscher. Phot. Dr. W. A. Keller, Zürich.

Das oberste Lager südlich der Paßhöhe wurde in viertägigem strengem Ritt erreicht. Die kleine alpine Sektion, der vorerst die Herren C. Seelig und S. Grismann aus Zürich sowie der Schreiber dieser Zeilen angehörten, stellte sich hier als erste Aufgabe die Ueberschreitung des Hauptkamms unter Benützung eines unbegangenen Firnjochs westlich der tiefeingeschnittenen Einsattelung des Kluchorpasses. Am 9. August um drei Uhr morgens brachen die drei Bergsteiger vom 2200 m hoch gelegenen harten Biwak auf. Ueber Schnee und Schutt wurde bald die Zunge des südöstlich sich hinabziehenden großen Gletschers erreicht, der nach dem ihm entspringenden Bach Kluchgletscher genannt wurde. Teils über dem Gletscher selbst, teils auf dessen Südseite über einen Schuttrücken vordringend, um große Spaltenysteme und Eisbrüche zu umgehen, gelangten wir nach vierstündigem Steigen auf die Paßhöhe, die 3300 m Meereshöhe ergab. Weitere anderthalb Stunden Steigens und Kletterns brachten uns auf den gegen 3700 m hohen Gipfel des noch nie bestiegenen Kara Tau (tatarisch, zu deutsch Schneeberg). Zum ersten Mal bot sich uns hier ein großartiger Ueberblick über das Firnrevier der Kluchorgruppe. Unbeschreiblich schön war der Blick gegen Osten hinein ins Herz des zentralen Kaukasus, wo die strahlende Phalanx der fünftausend Meter hohen Eisriesen, im Norden flankiert von dem alles beherrschenden Elbrus oder Mingi Tau der Tataren, sich himmelhoch erhob. Denkt man sich die europäisch-asiatische Grenze vom Kaukasushauptkamm gebildet, so ist der 5600 m hohe Elbrus der höchste Berg Europas; überragt er doch den Montblanc um volle 800 m! Der Abstieg vom Kara Tau-Paß nach Westen erforderte mehrstündige angestrengte Haderarbeit, bis eine nahezu zweihundert Meter hohe steile Eiswand überwunden war. Damit war unsere Partie auf neuem Weg hinüber ins Einzugsgebiet des großen Kluchgletschers gekommen, der talauwärts verfolgt wurde bis an sein Ende. Ueber Moränen und Rasen wenig absteigend erreichten die Bergsteiger die dritte Militärstation auf der Nordseite des Hauptkamms, die am jungen Gonatschir, einem Zufluss der Teberda, in 2000 m Höhe liegt, gegen fünf Uhr abends. Wenig später trafen unsere Kameraden mit Reit- und Packpferden, die unterdessen den Kluchorpaß überschritten hatten, ein, und um den am Spieß bratenden Hammel entwickelte sich bald fröhliches Lagerleben.



„Tumanly Gel“, im Hintergrund Granitgipfel der Kluchorgruppe.
Phot. Dr. W. A. Keller, Zürich.

Am 10. August rüsteten wir uns zu einer weiteren Bergfahrt. Diesmal waren wir unser vier; die Herren Dr. Marcel und Dr. Grissoz bildeten die eine, S. Grismann und der Autor die andere Selpartie. Am frühen Nachmittag verließen wir die gastliche Kafarma; erst folgten wir eine Strecke Weges der Kluchorroute talauwärts bis zum kleinen, wunderschönen Tumanly gel (Nebelsee), in dessen klarblauem kaltem Wasser sich die wilden Granitnadeln der Kluchorgruppe spiegelten. Wenig unterhalb des Sees überschritten wir auf schwanken, durch einen Stamm gebildeten Brücke den tosenden Gonatschir und drangen in ein einsames südliches Seitental hinauf. Abends spät bezog man in 2300 m Höhe ein hartes Lager zwischen Steinblöcken, in unmittelbarer Nähe des kleinen Buulgen-gletschers, der zwischen zwei Gräten im Nordosten des gewaltigen Dombai eingebettet liegt. Der Dombai ist mit 4025 m der höchste Berg des abchassischen Kaukasus und noch unbefestigt. Er sollte unser morgiges Ziel sein.

Leider mußten wir den Aufbruch am 11. August bis morgens drei Uhr verschieben, da das schwer zu begehende Terrain flares Sehen unbedingt erforderte. Es dauerte geraume Zeit, bis wir drüben auf dem wild zerrissenen Buulengletscher standen. Bald war dann die Ausmündung des von einer Scharte des Nordgrates herabziehenden Riesencouloirs erreicht; die greuliche Kluft, die das Couloir vom Firn trennte, machte uns viel zu schaffen, ebenso das außergewöhnlich steile und steinschlaggefährdete Couloir, dessen Ueberwindung vierstündiges Stufenclagen erforderte. Gegen Mittag standen wir oben auf der 3700 m hohen Scharte, von der aus sich eine unermessliche Aussicht über die westlichen Kluchorberge öffnete. Im Osten war es wieder der majestätische Elbrus, der aller Augen auf sich zog. Sehr schwierig gestaltete sich die Erkletterung des Schlüggrates, der noch über dreihundert Meter zu mächtigen überhängenden Türmen sich aufschwang. Totale Bereisung der brüchigen Felsen erforderte peinlichste Vorsicht. Deutungseadet ereignete sich kaum siebzig Meter unter dem ersehnten Gipfel um zwei Uhr nachmittags durch Ausbrechen eines Blocks ein kleiner Unfall, der leicht schwere Folgen hätte haben können. Er zwang uns zu sofortigem Abstieg, der bei größter Aufmerksamkeit in tunlichster Eile sich vollzogen



Unsere Wirtin in Marinsk. Phot. Dr. W. A. Keller, Zürich.

mußte. Doch wurde es Nacht, ehe wir den Biwakplatz erreichten.

Um 12. August wanderte unsere Partie bei stets gleichbleibendem, strahlend schönem Wetter über den Dombajpas hinüber ins Quellgebiet des Almanausflusses. Blendend weiße, moränenlose Gletscher hängen hier überall über den Talwänden und ergießen sich gleich Silberströmen bis hinab in die Urwälder aus Kastanien, Eichen und Lorbeerbäumen. Dieser unmittelbare, packende Kontrast zwischen Hochgebirge und subtropischer Vegetationsfülle war das Schönste, was wir im Kaukasus sahen durften. Ein langer Marsch brachte uns abends hinaus zur Vereinigungsstelle von Gonatshir und Almanaus, ins Teberdental, und weiter nach Teberdinst, einem gröhern Dorfe, wo wir mit unsern Reisegefährten wieder zusammentrafen.

Gemeinsam verließen wir schon am frühen Morgen des 13. August auf ungeferteten, mit je drei flinken Pferden bespannten Wagen den Ort, galt es doch, in zweitägiger toller Fahrt den über 150 Kilometer entfernten Badeort Kizlowodsk über den 2000 m hohen Kumbaschipas zu erreichen. Das Nachtlager der alpinen Sektion in Marinsk, einem kleinen Tatarendorf hoch oben in den Bergen, werden die Beteiligten nicht vergessen. Wir wurden von der vornehmsten islamitischen Familie außerordentlich liebenswürdig empfangen und bewirtet. Eine laufende Fahrt die sonst geneigten, verbrannten Steppen hinunter brachte uns an Leib und Seele gerädert, aber sonst wohlbehalten in den genannten fahionabeln Badeort. Rasch verstrichen hier und im gröhern Pjatigorsk die Tage. Eine viestündige Fahrt im Bahnwagen führte uns endlich ostwärts nach Wladikawkas, dem nördlichen Tor der strategisch und verkehrspolitisch wichtigen Grusinischen oder Georgischen Straße, die Wladikawkas mit der Hauptstadt Transkaukasiens, Tiflis, verbindet.

Die Bergsteigersektion, diesmal sieben Mann stark, hielt sich wenige Stunden in Wladikawkas auf; in stolzen Bierspännern ging am Nachmittag wieder den Bergen zu, diesmal dem Riebenkapp des Kasbek entgegen, dessen gewaltige Firnkuppe weit in die kaukasische Steppen hinausleuchtet. In düsterer Dämmerung lag schon die tief eingerissene, vom Wildwasser des Terek durchbrauste Dariashlucht, als sie die flinken Gespanne aufnahm. Gespenstig ragte zur Rechten auf hohem Fels die Tamaraburg; Vermontows nachtdunkle Sagen der wunderschönen Tatarenkönigin kamen mir unwillkürlich in den Sinn. Die Lichter der Poststation Gweleth, unser vorläufiges Ziel, machten dem Spuk ein Ende.

Von drei ossetischen Trägern begleitet, verließen wir am

Morgen des 18. August die Station. Der gute Weg leitete rasch hinauf zum zwei Stunden höher gelegenen Dewdorakhaus am Gleicher gleichen Namens; dieses Haus, einer bewirtschafteten Hütte in den Alpen vergleichbar, ist das beliebte Ausflugsziel des sich über die Grusinische Heerstraße ergiegenden Touristenstroms. Weitere vier Stunden steilen Steigens brachte uns hinauf zum sturmumtosten Bergsteigerash am Nordgrat des Kasbek, zur winzig kleinen Ternoloffhütte. Wir fanden die 3400 m hoch gelegene Hütte besetzt; eine unternehmungslustige Petersburger Bergsteigerin war mit zweizwanzig Trägern anwesend; sie beabsichtigte, auf dem Gipfel ein meteorologisches Observatorium zu errichten. Die Zuwohnenheit selbst, räumte die Dame uns den Platz sofort, um hoch in den Felsen ein kaltes Lager zu beziehen. Am selben Abend rekonnoisierte ich noch den weiteren Aufstieg; er ist im großen zwar durch die Gratlinie gegeben, im einzelnen aber in der Dunkelheit nicht allzu leicht zu finden. Als ich zum Hütchen zurückkehrte, zerriß der schneidende Wind die Nebel, und im purpurroten Abendschein leuchtete der schneige Dom des Kasbek zu uns nieder. Da reiste der feine Enschluß in uns, nicht eher umzufahren, bis wir den weißen Riesen besiegt hätten. Bald war es Nacht; aber kein Stern war zu erblicken, noch immer huschten die Nebelschwaden um den Berg, an den die Götter der griechischen Sage Prometheus geschmiedet. Um Mitternacht regnete es in Strömen; erst gegen vier Uhr schien es besser werden zu wollen, und rasch wurde aufgebrochen. Um sechs Uhr standen wir oben am Firnplateau auf über 4000 m Höhe und blickten hinüber in die uns völlig fremde Gebirgswelt des Daghestan im Osten. Rote Morgenwölchen schwieben über der grauen Tiefe der Terekfurche, durch die sich, dem Auge nicht sichtbar, die Georgische Straße hinaufzieht. Der Wind wurde immer stärker; oben am eigentlichen Gipfelkegel wurde er zum heulenden Orkan, gegen den man mit aller Macht anzukämpfen hatte, um nicht aus den Stufen geworfen zu werden. Der Schnee war teils pulverig, sodass man knietief einsank, bald bedeckte ihn eine glasharte Kruste, die der Pickel erst durchschlagen mußte. Nach großer Anstrengung erreichten die ersten um elf Uhr vormittags den 5043 m hohen Gipfel des erloschenen Vulkan. Wenn schon die unendliche Rundschau durch Nebel stark getrübt war, so entrollte sich uns doch ein Teil des Riesenspanoramas. Mit Staunen und Bewunderung schauten wir hinüber und hinunter auf die Eismassen des zentralen Kaukasus. Wir dominierten auf unserer sturmumrauschten Warte alle Gipfel um uns. Nach wenigen Minuten zwang uns die durchdringende Kälte zu raschem Abstieg. Abends sieben Uhr langten wir — wiederum bei strömendem Regen — im Dewdorakhaus an, wo wir nächtigten. So ein Wetterglück! Es regnete die ganze Nacht, und erst am folgenden Tage, als wir im Bierspann hinüberfuhren über den Crestowypas, nach Asien hinein, da brannte wieder heiß die Steppensonne und wirbelte dichter Staub auf der Straße. Unzählige Werst verschwanden noch hinter uns in den gelben Staubwolken, bis uns am 21. August Tiflis, die glänzende transkaukasische Metropole, in ihre Mauern aufnahm.

Gar oft hört man die Frage: Was ist schöner, der Kaukasus oder die Alpen? Je nun, das ist nicht leicht zu sagen. Zweifellos besitzt der Kaukasus, namentlich im zentralen Teil, Partien von grandioser Schönheit; in der Dschangagruppe sinkt auf 25 Kilometer Länge die Kammlinie nie unter Montblanchöhe. Die Vergleichung ist im zentralen und westlichen Teil eine intensivere wie in den Alpen; aus jedem Couloir heraus quillt ein grüner Hängegletscher; auf jeder Terrasse bilden sich mächtige Eisbalkone,

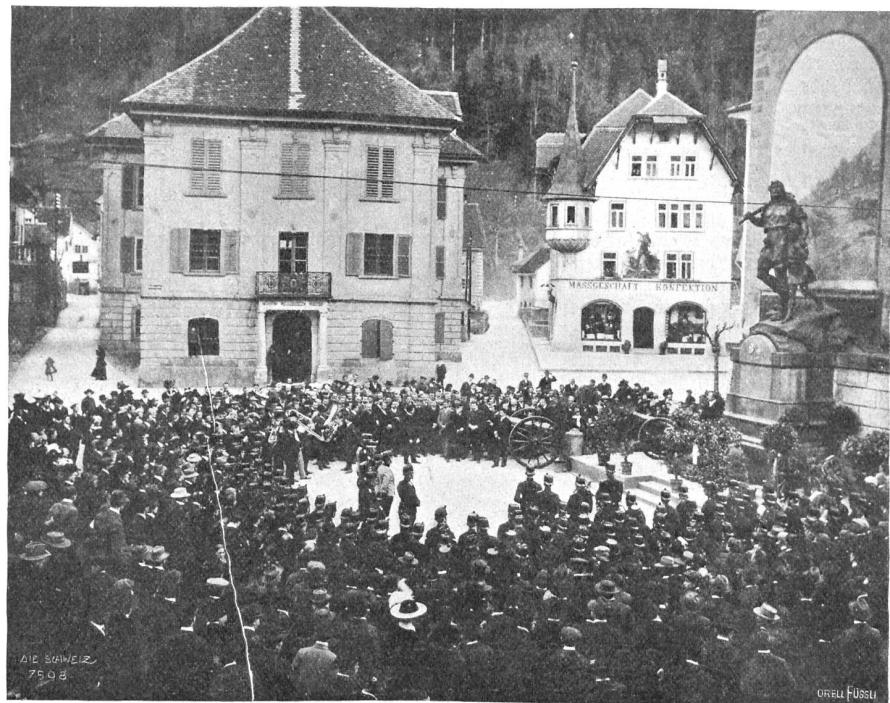


Narauer Rosengartengruppe. Phot. W. Hergert, Narau.

oft zu Dutzenden übereinander, deren sturzbereite Säras drohend über den Wänden hängen. Riesengestalten, wie Elbrus und Kasbek, die mit ihren ruhigen Gipfelformen die starre Welt furchtbar steiler Granitnadeln beherrschen, fehlen den Alpen völlig. Nirgends kommt bei uns ein solch unvermittelter Kontrast zwischen Eiswelt und tropischer Vegetation zustande wie im Westen des Kaukasus. An Großartigkeit und wilder Schönheit steht er hoch über den Alpen; ich kenne keinen Teil aus letztern, die darin mit dem Kaukasus erfolgreich zu rivalisieren vermöchten. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch die Einseitigkeit der kaukasischen Hochtäler, durch die Unberührtheit des Gebirges. Nur der, welcher außerhalb der Gebirge bereist hat, ist imstande zu ermessen, in welch tief betrübender Weise unsere herrlichen Berge profaniert wurden und noch werden. Nicht allein Eisenbahnen und Hotels — o nein, das ist das Schlimmste nicht — verunzieren viele der schönsten Punkte, es soll auch in jedem einsamen, unbewohnten Hochtal eine Hütte erstellt werden! Wann wird endlich der Alpenklub von diesem seinem Streben abkommen? Es wäre an der Zeit, auch in dieser Hinsicht Reservationen zu schaffen! Eines aber fehlt dem Kaukasus völlig, was unsren Alpen wunderbaren Reiz verleiht: die vielen Seen, seien es die großen Randseen, seien es die tausend kleinen blauen Bergseen. Auch letztere trifft man nur ganz selten. Der Grund liegt

in tiefgreifenden Verschiedenheiten des geologischen Baues beider Faltengebirge. Was also unsren Alpen an ersterer Großartigkeit abgeht, das erzeugen sie durch bestechenden Liebreiz. Vergleiche ich den Kaukasus mit einem schlafenden Riesen von herkömmlichem Gliederbau, so sind die Alpen das amutigste Weib; klassische Schönheit ist beiden eigen.

Dr. W. A. Keller, Geolog.



Feldpredigt vor dem Telldenkmal in Altdorf am 30. März 1915. Phot. Dr. C. Gisler, Altdorf.

Aktuelles.

Eine Hundertjährige. Am 11. März dieses Jahres wurde auf dem Friedhof zu Walenstadt die im Alter von 101 Jahren und zwei Monaten verstorbene Frau Margaretha Heer geb. Walser zur ewigen Ruhe bestattet. Margaretha Heer, die Gattin des noch lebenden alt Gemeindeamtmanns Andreas Heer, Hauptmann in Walenstadt, wurde am 12. Januar 1812 in Haldenstein, am Fuß des sonnigen Calanda geboren. Durch ihre Verehelichung am 25. Oktober 1850 fand sie in Walenstadt ihre neue Heimat, wurde Mutter zweier Kinder, widmete sich in bescheidener Zurückgezogenheit und mit aufopferungsvoller Hingabe ganz ihren Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau. Sie starb, durch das Alter an Gehör und Gesicht etwas geschwächt, sonst aber immer wohlauß und nach kaum achtzigigem Krankenlager an Bronchialis acuta den 8. März 1913.

Röseligarten. Wie in St. Gallen, Zürich, Thun und Bern hat man auch in Aarau im März Röseligarten-Aufführungen veranstaltet, in denen schweizerdeutsche Volkslieder aus der trefflichen Sammlung von Otto von Grenerz teils im Chor, teils von einem Solisten vorgebracht wurden. Die Anregung dazu ging von der Aarauer literarischen Gesellschaft aus, der Cäcilien-Verein unter der Leitung von Direktor H. Hesse übernahm die Ausführung der Chorlieder. Als Solist wurde der treffliche Bariton Dr. Piet Deutsch gewonnen, am Klavier begleitet von Dr. Gottfried Bohnenblust aus Winterthur, dem bekanntlich der Chorsatz einer größeren Zahl von Liedern aus dem "Röseligarten" zu verdanken ist, wie er auch Melodien zu einigen der hübschesten Lieder komponiert hat. Die beiden Aufführungen haben sehr gut gefallen, der Beifall galt sowohl den Leistungen der Solisten als auch denen des Chors. Wie andernorts sangen die Choristen in häuerlichem

Kostüm, was den Reiz der Veranstaltung erhöhte. Wir reproduzieren hier einige Gruppenbilder, die Photograph Hergert in Aarau bei dieser Gelegenheit aufgenommen hat.

Zerstörung der Bovalhütte im Berninagebiet durch eine Lawine. Aus dem Berninagebiet kommt neuerdings Kunde von gewaltigen Lawinenabgangen, denen die Bovalhütte, in deren nächster Nähe vor drei Wochen drei Skifahrer durch niedergehende Lawinen getötet wurden, in der Nacht vom 5. auf den 6. April zum Opfer fiel. Vier Buchdrucker aus Samaden, die am Sonntag früh auf Skis zur Hütte emporstiegen, waren höchst erstaunt, als sie auf dem ihnen genau bekannten Standort der neuen Bovalhütte nichts von dieser erblickten, wohl aber einen mächtigen, etwa einen Kilometer breiten Lawinenzug, in dessen Neufchneemassen sie bei näherer Untersuchung zerbrochene Fensterkreuze, Ziegel, Bretter, Sparren, Balken und einen Ofen entdeckten. Bis zu den Kellerräumen hatte die niedergegangene Lawine alles weggerasert und Bau- und Inventarsstücke der Hütte bis hinunter zur Gleitschermoräne geschieletzt. Zum Glück scheint in der frischen Nacht niemand in der Hütte stationiert zu haben, da keinerlei Spuren nach dem Hotel Morteratsch hinunter zu entdecken waren. In unmittelbarer Nähe, aber wesentlich geschrüter steht die schon 1877 erbaute alte Bovalhütte, die unversehrt geblieben ist. Sie wird in ihrer Primitivität für die kommende Touristenaison genügen müssen, da an einen Wiederaufbau vor Beginn des Sommers natürlich nicht zu denken ist.

Die vernichtete neue Bovalhütte war nicht nur die schönste, sondern auch die bekannteste Schutzhütte des schweizerischen Alpenklubs und der Sektion Bernina in den schweizerischen Alpen, die erst 1906 mit einem Kostenaufwand von mehr als

15,000 Franken errichtet wurde in freier, prächtiger Lage zwei Stunden oberhalb des Hotels Morteratsch unter der Fuorcla des Morteratschmassivs. Noch letztes Jahr beseitigte man bei Anlaß der Hüttenverweiterung eine hinter der Hütte liegende Schuhmauer, da man ihren Standort für absolut lawinensicher hielt. Die etwa 2500 Meter hoch gelegene Bovalhütte diente als Standquartier für Touren im Berninagebiet, besonders nach den Piz Morteratsch, Piz Bernina, Piz Zupo und Pizzi di Palu, sowie als Übergangstation zur Martinelli hütte am italienischen Südhang des Piz Bernina. X

Lungjü, Chinas letzte Kaiserin. Hinter den Mauern der verbotenen Stadt, des Sitzes der gestürzten Dynastie in Peking, ist Ende Februar die Frau gestorben, die bei dem Zusammenbruch des alten China die Sache der Monarchie und der Mandchu-Herrschaft am entschlossensten vertreten hat. Lungjü war die Richterin der berühmten Kaiserin-Witwe Tzusi, die fünfzig Jahre lang in China geherrscht hat. Diese bedeutende Frau mochte schon früh die Begabung der Lungjü erkannt haben, die ihr in mancher Hinsicht ähnlich war, und da sie ihr unbedingt vertraute, verählte sie sie mit ihrem Sohn, dem späteren Kaiser Kwangsü. Die Ehe zwischen Lungjü und diesem unglücklichen Herrscher war von Anfang an so unglücklich wie nur möglich. Gerade weil der Kaiser in seiner Gattin die Vertraute seiner Mutter sah, hasste er sie. So lebten die beiden fremd und feindlich nebeneinander; überdies blieb ihre Ehe kinderlos. Das Schicksal des Kwangsü ist bekannt. Er suchte das Reich der Mitte zu modernisieren, erlag aber dem Widerstand seiner Mutter,

die in diesen Reformbestrebungen den Anfang vom Ende erblickte. Der Sturz und die Gefangennahme des Kaisers hatte für seine Gattin begreiflicherweise keine ungünstigen Folgen. Im Gegenteil, ihre Bedeutung wuchs jetzt noch, da sie von ihrer Tante dazu ausersehen war, den von ihr unschädlich gemachten Sohn zu überwachen. Überdies sorgte das gründlich durchgebildete Spionagesystem in der „Verbotenen Stadt“ dafür, daß kein Unberufener in die Gemächer des Schattenkaisers vordrang. In dieser Rolle der Spionin blieb Lungjü bis zu jenen Tagen des Jahres 1908, an denen die alte Kaiserin-Witwe und ihr Sohn fast zu gleicher Zeit vom Tode ereilt wurden. Der Thron ging nunmehr auf den kleinen Prinzen Puji über. Regent wurde der Vater des neuen Kaisers, das Haupt der Familie jedoch Lungjü, die jetzt selbst den Titel der Kaiserin-Witwe annehmen konnte. Sie war damals 35 Jahre alt und fühlte sich stark genug, um die Rolle ihrer großen Tante weiterzuspielen. Es war ihr Ehrgeiz, den Prinzen Tschun und seine Gemahlin beiseitezuschlieben, um dann selbst die Zügel zu ergreifen. In diesen Bestrebungen hatte sie den Widerstand nicht so sehr des Regenten selbst als seiner Frau zu überwinden, die auch zu jenen energischen Mandchu-Damen gehörte, die an Tatkraft die Männer übertreffen. Hinter den Palastmauern entspann sich ein erbitterter Kampf, und Lungjü wäre

in diesem mit echt asiatischer List geführten Spiel ohne Zweifel die Siegerin geblieben, wenn nicht die große Revolution allem ein Ende bereitet hätte. Als diese im Süden ausbrach, suchte Lungjü sie mit allen Mitteln zu unterdrücken. Aber der „Söhneprinz“ Tschun, der damals noch als Regent für den jugendlichen Kaiser amtete, ließ sich nach den ersten Misserfolgen auf jene Verhandlungen ein, die bekanntlich zur Beseitigung der Mandchu-Dynastie geführt haben. Vergebens suchte Lungjü die Mandchu-Prinzen zum Kampf anzuregen, sie fühlten sich nicht stark genug, dem Einfluß Juanchafais zu begegnen, in dem Lungjü den Feind der Dynastie erkannt hatte. Erst nach langem Widerstreben und als sie sah, daß sie die Dynastie nicht mehr retten konnte, hat sie ihre Unterschrift unter die Abdankungsurkunde gesetzt und sich in die „Verbotene Stadt“ zurückgezogen, in der sie den Sturz ihres Hauses nun kaum ein Jahr überlebt hat. X

Sport. Sonntag den 18. Mai findet zum dritten Male die Radfern Fahrt Zürich-München statt, gemeinsam veranstaltet vom deutschen und schweizerischen Radfahrerbund. Die 325 Kilometer lange Strecke führt von Zürich aus über Winterthur und Schaffhausen nach Ludwigshafen und Friederichshafen hinüber und alsdann über Leutkirch-Memmingen-Buchloe-Landsberg am Lech nach München. Die Hauptkontrollen befinden sich in Ludwigshafen und Memmingen. Der Start erfolgt bei jeder Witterung Sonntag früh um drei Uhr in Zürich; sämtliche Fahrer werden gleichzeitig entlassen und von Zürich bis München von einem Kontrollauto

begleitet. Das Rennen ist nur offen für Berufsfahrer; Schrittmacherunterstützung in irgendwelcher Form ist unterfragt, ebenso Radwechsel. In Preisen sind 1000 Fr. ausgesetzt, davon 200 Fr. dem Sieger, der aber mit den Spezialpreisen der Rad-, Pneu- und anderer Fabriken leicht das Fünf- bis Zehnfache verdient.

Das Straßenrennen Zürich-München, das letztes Jahr in umgekehrter Richtung ausgefahren wurde, bildet jeweilen eine heizumstrittene Fahrt, in der sich die deutschen und schweizerischen Matadore der Landstraße zu treffen wissen. Besonders dieses Jahr darf mit einer absolut erstklassigen Konkurrenz gerechnet werden, da die deutschen Fahrer alles daran setzen werden, den besten schweizerischen Straßenfahrer Paul Suter, der beide Male die lange Fahrt gewann, nicht zum dritten Mal siegen zu lassen. Überdies werden auch

die bekanntesten französisch-schweizerischen Straßenfahrer für Zürich-München melden, sodaß eine interessante internationale Begegnung zu erwarten ist. 1911 ging Paul Suter vor dem Berliner Wittig mit 2 Sekunden Vorsprung in München mit der Fahrzeit 12 : 2 : 50 übers Band, letztes Jahr schlug er seinen Landsmann Robert Chopard aus Biel mit 5 Sekunden

Vorsprung und einer Fahrzeit von 12 : 28 : 48, da das Rennen unter geradezu sintflutartigem Regen ausgefahren werden



Lungjü, die verstorbene Kaiserin von China.



Der schiefe Turm von St. Moritz. Phot. J. Heink.

musste. 1911 belegten die deutschen Fahrer außer dem ersten Platz alle folgenden bis zu Nr. 10, letztes Jahr aber schnitten sie wesentlich schlechter ab und mussten sich mit dem 4. und 5. Platz begnügen. ×

Der älteste Zeitungapräziserz. Kein gedrucktes Wort geht verloren, und dank eifriger Forschung wissen wir ganz genau, welches Blatt das erste war, das seinen Lesern am 1. April einen Aprilscherz gedruckt servierte. Es ist die „Vossische Zeitung“, die 1774 Hühnerfreunden Anweisung gab, „wie man die sogenannten bunten, himmelblauen, rosenfarbenen, grünen und roten Hühner selbst anzubauen und aufzuziehen könne“. Das ultige Rezept, auf das damals nicht wenige Leser hineinschliefen, sei nachstehend zu Nutz und Frommen unternehmungslustiger Geflügelzüchter nochmals bekanntgegeben:

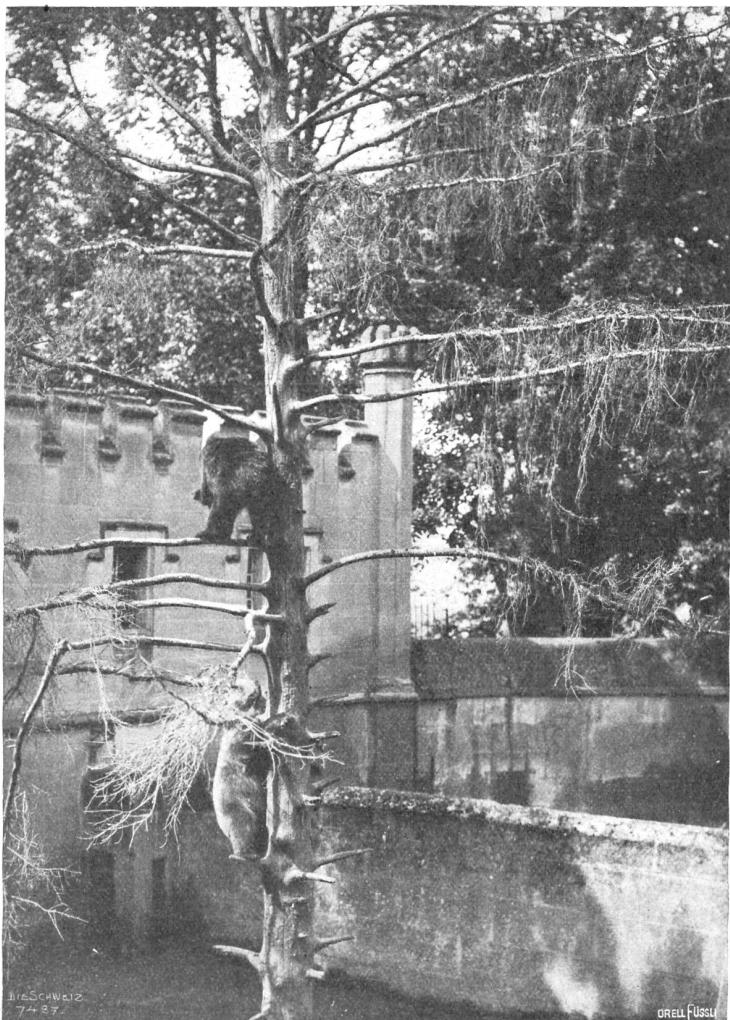
„Erstlich, um sowohl der Hähne als der Hühner Einbildung eine gewisse Richtung auf eine ungewöhnliche Farbenmischung zu geben, muß man denjenigen Bezirk, in welchem das Hühnerhaus befindlich und wo die Hühner herumlaufen, mit lauter bunter Farbe bemahlen und anstreichen, so dann hin und wieder in den Hof himmelblau, grün, rot, gelb, rosenfarb., blau usw. angestrichene Bretterstücke hinlegen, damit, wenn die Hähne die Hühner ducken oder treten, sie überall dergleichen Farben vor sich sehen, wodurch dann zu geschehen pflegt, daß selbst die Eier, welche die Hühner legen, buntfarbig aussehen. Denen Hennen, welche Eier zum Brüten unterlegt werden, muß man solche erst buntfarbig bemahlen und das Nest ringsherum mit dergleichen buntbemahlten Bretterstücken umgeben, auch anstatt des Heues lieber gefärbte Papierstücke unterlegen. Wenn nun die jungen Hühner

ausgebrütet und etwa drei Wochen alt sind, muß man ihnen die Federn und Flügel an verschiedenen Orten des Körpers und so auch die Beine, Krallen und Schnäbel öfters des Tages mit Allauwasser bestreichen, und damit so lange, bis sie in der Größe ausgewachsen sind, fortfahren, doch kann man schon vor der Zeit anfangen, ihnen alle zwey Tage, wenn das Allauwasser abgetrocknet, die Schnäbel und Beine mit derjenigen Farbe zu bestreichen, wie man sie gerne haben wollte. Was nun die Farben selbst anbelangt, nimmt man hierzu die nehmlichen Farben wie in andern Sachen, nehmlich Cochennille, Berlinerblau, Indigo, Krapp, Grünspan usw. und bedient sich eines Haarpinjels. Uebrigens kommt es auf die Einbildungskraft des Liebhabers selbst an, die Hühner so buntfarbig und anmutig als möglich zu bemahlen, und man zweifelt nicht, daß man hierinnen etwas Außerordentliches zu Stande bringen könne.

Ein Hof mit solchen himmelblauen, rosenfarbenen, soladon-grünen, incarnatsfarbenen, gelben usw. Hühnern muß in der Tat ein prächtiges Schauspiel für die Augen seyn. Ob nicht auch bei den Ochsen, Kühen, Kälbern, Schweinen, Ziegen, Böcken, Gänsen, Tauben, Enten, Hunden, Katzen usw. das nehmliche Spiel der Natur anzubringen wäre, läßt man einem jeden zur eigenen Untersuchung anheimgestellt.“ ×

Die Opfer der Alpen im Jahre 1912. Die vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein seit zwölf Jahren geführte Statistik der Unfälle im Hochgebirge zeigt zum ersten Mal einen bedeutenden Rückgang in den Zahlreihen der alpinen Todesopfer. Doch ist dieser Rückgang nur ein scheinbarer, da der außerordentlich ungünstige Sommer weit weniger Hochtouren ermöglichte als in andern Jahren und in der Zahl der schönen Tage ganz erheblich hinter dem Jahr 1911 zurückblieb. Die abnormalen Witterungsverhältnisse des Jahres 1912 haben aber anderseits die Statistik auch im ungünstigen Sinne beeinflußt; denn ein weitaus höherer Prozentsatz an tödlichen Unfällen als sonst ist diesmal auf plötzliche Wetterstürze und ihre elementaren Folgen zurückzuführen. Die schwarze Chronik der Berge zählt im abgelaufenen Jahre 95 Tote (gegenüber 132 tödlichen Unfällen im Jahr 1911 und 128 im Jahre 1900; insgesamt haben in den zwölf Jahren, seitdem diese Statistik geführt wird, 1117 Bergwanderer den Tod in den Alpen gefunden). Von den 95 Todesopfern des Jahres 1912 entfallen diesmal 36 auf das Deutsche Reich und 26 waren Wiener; diese außerordentlich hohe Zahl wird vor allem durch das schwere Lawinenun Glück auf dem Schneeburg erreicht, das zehn Menschenleben in wenigen Augen-

blicken vernichtetete. Die meisten, nämlich 29, verunglückten in den Tiroler Bergen, 15 in Niederösterreich, 10 in der Steiermark und 8 in Salzburgs Umgebung. Der Rest verteilt sich auf Bayern und die Schweiz, die diesmal erfreulicherweise nicht stark in der Liste vertreten ist. 53 Personen sind durch Absturz verunglückt, darunter der größere Teil bei reinen Klettertouren, 13 durch Lawine, 8 fanden den Tod durch Erfrieren, bei 8 war die Todesursache nicht zu eruieren, die übrigen kamen durch Steinschlag, Überanstrengung, Erschöpfung, Sturz in Gletscherspalten, Ausbruch von Schneewächten usw. ums Leben. Unter den 95 Toten des Jahres 1912 finden sich auch 6 Damen, unter den Opfern in der Schweiz Dr. Andreas Fischer von Grindelwald, der bekannte Alpinist, der im Raukafus eine Reihe schwieriger Hochtouren ausführte. ×



Der Värendgraben in Bern. Phot. H. Lunte, Zürich.

Neues über das Alter der Erde. Ein deutscher Gelehrter, der Marburger Geologieprofessor Dr. Emanuel Kayser, hat in einer kleinen grundlegenden geologischen Publikationen eingefügten und kürzlich erschienenen Studie über „Geologische Zeitrechnung“ eine kritische Prüfung der wichtigsten Lösungsversuche der Frage über das Alter der Erde unternommen und die bisherigen Ergebnisse als unzureichend befunden. Wenn Lord Kelvin, führt Kayser aus, aus der allmählichen Abkühlung der Erde unter Annahme einer Anfangstemperatur von 3900 Grad ihr Alter auf 100 Millionen Jahre berechnet, so ist das bei weitem zu niedrig gegriffen. Die Rechnung stimmt theoretisch ganz gut, aber wir wissen heute, daß die ungeheure, durch die sog. radioaktiven Vorgänge erzeugte Wärme menge eine beträchtliche Verlangsamung des Abkühlungsvorgangs zur Folge gehabt haben muß. Andere Forscher machten den Versuch, das Alter der Erde aus der Menge des im Meere enthaltenen Kochsalzes zu ermitteln, wobei sie voraussetzen, daß der Salzgehalt der Ozeane kein ursprünglicher sei, sondern der Verwitterung der festländischen Gesteine bezw. vulkanischen Aushauchungen entstamme. Aber erstens ist die letztere Annahme völlig unerwiesen, und sodann sind die errechneten Zahlen, die zwischen 50 bis 70 und 80 bis 150 Millionen Jahren schwanken, sicher viel zu klein. Auch mit Teileberechnungen einzelner Zeiträume war man bisher nicht sehr glücklich. So hat man aus der Schnelligkeit des Rückschrittes der Niagara-

fälle Schluß auf die Dauer der seit dem Entstehen jener Fälle, das heißt seit Ende der Eiszeit verflossenen Zeit gezogen: dabei ist aber der berühmte Quell auf 70,000, der Geologe Gilbert neuerdings auf nur 7000 Jahre gekommen! Aus den Gletschereis- und Schlammlagerungen der Alpen hingegen hat Professor A. Penk, auf diesem Spezialgebiet wohl die erste Autorität, die Dauer des ganzen Eiszeitalters auf mehrere hunderttausend Jahre geschätzt — nach den jetzt zu erwähnenden neuesten Forschungen eine sicher der Wahrheit ziemlich angenäherte Zahl.

Der berühmte Chemiker Ruthenford hat nämlich gefunden, daß zur Bildung von einem Kubikzentimeter Halium und einem Gramm Uranoxyd elf Millionen Jahre erforderlich seien; darauf fußend hat der Geologe Strutt berechnet, daß seit dem Ende der Tertiärzeit etwa eine Million Jahre, seit ihrem Anfang acht bis neun Millionen, seit der Steinkohlenzeit 150 bis 200 Millionen und seit der Bildung der ältesten Gesteine bis etwa 600 Millionen Jahre verflossen sind. Das Gesamalter der Erde stellt sich demnach unter Einrechnung der der Bildung des ersten festen Gesteins vorausgegangenen feurig-flüssigen Epoche auf rund 1000 Millionen, das heißt eine Milliarde Jahre. Diese Erkenntnis wird schließlich in erster Linie den modernen Fortschritten der radioaktiven Forschung verdankt.

Reaktion der „Illustrierten Rundschau“: Willi Bierbaum, Zürich 8, Dufourstraße 91. Telefon 6313. — Korrespondenzen und Illustrationen für diesen Teil der „Schweiz“ bitte man an die Privatadresse des Redakteurs zu richten.

Ein unbeschreibliches Wohlbehagen

kann man sich verschaffen, wenn man sich daran gewöhnt, abends direkt vor dem Schlafengehen den Mund mit Odol zu spülen. Das Odol saugt sich nämlich in die Mundschleimhäute ein und imprägniert dieselben gewissermaßen. Bei jedem Atemzuge nimmt nun die über die Schleimhäute streichende Luft eine erquickende Frische an und ruft dadurch, wie gesagt, ein ganz eigenartiges Wohlbehagen hervor.

